Trübe und lichte Tage.

Novelle von Clarissa Lohde.

(2. Fortsetzung.)

„O Mama," rief Johannes und fuhr sich mit der Geberde komischer Verzweiflung durch das volle Haar, „glaubst Du, daß ich in diesen rauschenden Assembleen, von denen ich ja schon bei meiner letzten Anwesenheit in L. einen Begriff bekommen habe, unter diesen aufgeputzten, kokettirenden, mit eleganter Gewandtheit über Nichtigkeiten konversirenden Damen mir eine Gattin suchen werde? Die Schönste und Geistreichste, wenn ich sie in diesem wogenden Meere eines zweifelhaften Genusses sich mit Vergnügen umherbewegen sehe, verliert jede Anziehungskraft für mich. Ich will, wenn ich einmal heirathe, eine Frau für mich, für meinen häuslichen Herd, keine Salondame, an der die Toilette die Hauptsache, ja oft das einzig Werthvolle ist."

„Alte, da hat der Johannes ganz Recht," rief der Pastor, seiner Frau zunickend. „Der Sohn soll keine Geringere zum Weibe nehmen, als seine Mutter ist."

„Und eine meiner Mutter an Werth Gleiche zu finden, ist schwer," fügte Johannes hinzu und beugte sich erfurchtsvoll über die Hand der Matrone, die ihn eben fürsorglich bediente.

Die Pastorin setzte sich auf ihren Platz und ein so freudiges Erröthen flog über die alten, lieben Züge, daß sie fast etwas Jungfräuliches erhielten.

„Du hast uns übrigens in einem wichtigen Thema unterbrochen, lieber Vater," nahm Johannes jetzt das Wort, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken. „Wir sprachen eben von der Cousine Hulda, die ich bei meiner letzten Abwesenheit in L. verfehlte, weil sie verreist war. Es interessirt mich natürlich, da ich sie noch gar nicht kenne, etwas Näheres über sie zu erfahren."

„Ja, ja," meinte der Pastor und rückte ein wenig verlegen an seinem Käppchen. „Da ist Manches zu sagen. Fama spricht ihr mehr Ungünstiges als Günstiges nach. Jedenfalls ist sie ein schönes und verführerisches Weib, von der Du immerhin, bei aller verwandtschaftlichen Rücksicht, gut thun wirst, Dich ein wenig fern zu halten! Sie kann, wie ihr verstorbener Gatte, der arme Ferdinand Mosch, bewiesen, gar leicht zur Sirene werden, die in's Verderben lockt. Ein leichtlebiger Patron war Ferdinand Mosch freilich auch, solch rechtes Künstlerblut, der morgen schon mit vollen Händen ausstreute, was er heute durch seine Kunstleistung eingenommen hatte. Den Geigenkönig nannten sie ihn, und wie ein König behandelte er sein Instrument, das alle Empfindungen, alle Wonnen und Qualen des Menschenherzens wiedergeben mußte, wie er es verlangte. So mit seinem hübschen, bleichen, von blonden Locken umwallten Antlitz, den Bogen in der Hand auf dem Podium stehend und alle Zuhörer durch sein Spiel berückend, gewann er auch das Herz Huldas, die an einen ungeliebten Mann durch väterliche Gewalt und väterliche Gewissenlosigkeit — ihre Mutter, meine Schwester, war damals schon lange todt — verheirathet, von der Leidenschaft sich fortreißen und Gatten und Kinder im Stiche ließ, um ihm zu folgen. Das Gesetz löste sie von dem Gatten, trennte sie für immer von ihren Kindern, die nichts von ihr wissen und von denen sie nichts weiß, und sie wurde mit Ferdinand Mosch ehelich verbunden. Ich zürnte ihr damals sehr, aber immerhin konnte ich mich nicht ganz von ihr wenden, denn ihr Gatte hatte sie nicht allein arg vernachlässigt, sondern auch das reizende, noch fast als Kind ihm angetraute Weib rücksichtslos in seine von ihm schon als Junggeselle bevorzugten frivolen Kreise geführt, deren Moral zum Mindesten eine sehr leichte war. Ja, hätte sie nun nur wirklich den Geliebten ihres Herzens in der Ehe ganz glücklich gemacht, so könnte man ihr die Verirrung ihrer Jugend wohl verzeihen. Aber ich fürchte, auch diese Ehe war eine recht wenig friedliche und harmonische. Vor einigen Jahren wenigstens, als ich auf ihre Bitte sie einmal aufsuchte, um ihren Sohn unter meine Obhut zu nehmen, weil sie mit Recht den ungünstigen Einfluß ihres Hauses auf die Entwickelung des Knaben fürchtete, gewann ich durchaus den Eindruck eines ganz zerfahrenen häuslichen Lebens, und ich begriff bald, daß nicht die Sorge für des Kindes Wohlfahrt allein Hulda zu dem Wunsche, ihn fortzugeben, veranlaßt hatte, sondern mehr noch die Sehnsucht nach Befreiung von jedem hemmenden Bande, das sie etwa in dem Genußleben, das ihr als der Zweck des Daseins oder doch ihres Daseins erschien, zu stören vermöchte."

„Sagte man nicht," fiel Johannes ein, „Ferdinand Mosch sei nicht auf natürliche Weise aus dem Leben gegangen, sondern habe mit eigener Hand den zögernden Tod herbeigerufen?"

„Man sagte es, ja," nahm der Pastor wieder das Wort, „ob mit Recht, weiß ich nicht. So viel aber ist gewiß, daß Mosch höchst unglücklich war, daß seine Existenz ein glänzender Schein, daß er ein Leben des Rausches über einem Abgrunde führte und von Gläubigern gedrängt, in seiner Menschenwürde als Künstler, als Gatte, als Vater niedergedrückt, wohl einen Ekel empfinden konnte vor dem Leben, das er führen mußte."

„Dann aber," unterbrach die Pastorin den Gatten erregt, „ist diese Hulda ja doch ein ganz abscheuliches Geschöpf, und ich halte es demnach gar nicht für Johannes so durchaus geboten, sie aufzusuchen und mit ihr in Verkehr zu treten."

Der Pastor schob abermals sein Käppchen hin und her, wie er zu thun pflegte, wenn er über irgend etwas nicht ganz klar war und noch im Zweifel sich befand.

„Das ist eine eigene Sache, Frau. — Wer giebt uns denn das Recht zu richten? — Ueberlassen wir das einem Höheren und Du, Frau, bist gewiß die Letzte, die den ersten Stein auf eine Sünderin werfen möchte. Freilich ist die Hulda weit entfernt, eine reuige Sünderin zu sein, und wäre sie nicht die Tochter meiner einzigen Schwester, ich sagte sicher zu ihr: Apage Satana, — und zu Johannes: Hüte Dich vor dieser Teufelin! — Aber sie ist jetzt Wittwe, steht allein in der Welt, ihr Sohn ist meiner Obhut übergeben und fängt an, mir, seit er bei meinem alten Freunde, dem Professor Bertram, in unserer Kreisstadt in Pension ist und das Gymnasium besucht, Freude zu machen, wie Ihr es ja Beide wißt. Da wäre es unfreundlich und unchristlich nebenbei, wollte Johannes mit ihr in derselben Stadt wohnen und nicht das verwandtschaftliche Band, so weit als möglich wenigstens, aufrecht zu erhalten suchen. Deshalb sagte ich zum ihm: Suche sie auf, mein Sohn, stelle Dich ihr als Vetter vor und bringe ihr einen Gruß von ihrem alten Onkel, vor dem sie doch immer etwas Respekt bewahrt hat. Der Böse mag sich vor dem Guten scheuen, nicht aber der Gute vor dem Bösen. Im Gegentheil, dieser soll, wie der heilige Georg, den Kampf mit dem Drachen aufnehmen und ihm wo möglich den Kopf zertreten. Darf man überhaupt eine Seele, so lange Gott ihr vergönnt auf Erden zu wandeln, für rettungslos verloren betrachten? Unser Heiland verhieß noch dem Schächer am Kreuze, der sterbend bereute, das Paradies.— Wer weiß, vielleicht gelingt es gerade dem Johannes, das strauchelnde Weib zu halten, es auf den rechten Weg zurückzuführen. Und gelingt es ihm nicht, nun, dann bleibt ihm doch das Bewußtsein, es versucht und nichts unterlassen zu haben, ein ihm so nah verwandtes Blut zu retten und dem Himmel zu gewinnen!"

Lange schon war die Pfarrerin besiegt. Mit sanftem Schritt trat sie an den Stuhl des Gatten, umhalste ihn und sagte gerührt:

„Du bist doch ein rechter, echter Seelsorger und Führer auf unsern verworrenen Lebenswegen. Immer voll christlicher Milde und Liebe auch für die Irrenden und Gesunkenen."

V.

Frau Hulda Mosch bewohnte in L. die erste Etage eines sehr ansehnlichen, ja eleganten Hauses. Obwohl man bei dem plötzlichen, die ganze musikalische Welt in Betrübniß versetzenden Tode des berühmten Geigers sich allgemein zugeflüstert hatte, der arme Mann sei seinen Verhältnissen zum Opfer gefallen, das unnachsichtige Drängen seiner Gläubiger habe ihn in den Tod getrieben, widersprach doch das Verhalten der Wittwe durchaus diesem Gerüchte.

Sie, von der man anfangs bedauernd gemeint hatte, sie werde von nun an allen gewohnten Luxus aufgeben und von der kleinen, von der Akademie für Tonkunst, an der Ferdinand Mosch als Lehrer angestellt war, ihr bewilligten Wittwenpension ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen, wohnte nicht allein noch in demselben eleganten Quartiere, das sie mit ihrem Gatten innegehabt hatte, sondern öffnete auch nach Ablauf des Trauerjahres ihr gastfreies Haus von Neuem den zahlreichen Freunden, die sie vordem um sich zu versammeln gepflegt hatte. Woher gewann sie die Mittel zu dieser Lebensführung? Niemand wußte etwas Genaues darüber; aber die Fama flüsterte: eben von diesen Freunden, die an den zwanglosen Verkehr in ihrem Hause gewöhnt, denselben weiter genießen wollten. Unter diesen Freunden aber war der nächste und begünstigtste der Banlier Altenburg, einer der reichsten Männer der Stadt, der zwar selbst im Besitze einer jungen, reizenden Frau und einer erwachsenen, zu den Schönheiten L.s zählenden Tochter aus erster Ehe, dennoch ganz in den Banden der verführerischen Frau liegen sollte. Wie dem aber auch sein mochte, die Soireen von Frau Hulda Mosch zählten zu den besuchtesten und beliebtesten der Stadt, und nur wenige und sehr exklusive Kreise hielten sich, wie auch früher schon bei Lebzeiten ihres Mannes, denselben fern.

An einem dieser Abende wurde auch Johannes zum ersten Male als Gast erwartet. Der neuernannte und vielbesprochene junge Professor, den man als einen äußerlich angenehmen, aber recht schweigsamen und ein wenig spießbürgerlichen Mann bezeichnete, erregte einigermaßen die Neugierde dieser an eine gewisse leichte Art des Verkehrs gewöhnte Gesellschaft. Hulda selbst hatte, um den Vetter, der ihr sehr wohlgefiel, nicht gleich abzustoßen, diesmal eine Auswahl unter den Geladenen getroffen. Mit etwas müdem Ausdruck in den nicht mehr jugendfrischen, aber durch eine sanfte Melancholie ungemein anziehenden Zügen, durchschritt sie eine Stunde vor der Empfangzeit noch einmal musternd die mit moderner Eleganz eingerichteten Gemächer.

Im Salon, der in dunklen Farben gehalten von einem prächtigen Kronleuchter aus venezianischem Glase erleuchtet wurde, blieb sie vor einem der großen Pfeilerspiegel stehen, sich aufmerksam betrachtend. Ein Lächeln der Befriedigung trat dabei für einen Moment auf ihre Lippen. Sie war schön,—ja—selbst in dieser dunklen, matronenhaften Tracht, die sie heute auch um des Vetters, des frommen Predigersohnes willen, wie sie ein wenig spöttisch im Kreise ihrer Intimen sich äußerte, angelegt hatte.

Und war es nicht auch eine unterhaltende Abwechselung, in der Gesellschaft einmal die Matrone, die Wittwe, die Mutter eines beinahe erwachsenen Sohnes herauszukehren? Mit einem übermüthigen Ausdruck, der den Zauber ihrer weichen Züge etwas störte, warf sie den Kopf zurück, auf dem das hochgekämmte, kastanienbraune Haar nur von einem goldenen, mit Rubinen besetzten Kamme gehalten, gleich einer Krone ruhte. Sie selbst bemerkte sofort, daß ihr dieser Uebermuth schlecht stehe und senkte halb die Lider über die dunklen, feuchtschimmernden Augen, deren sehnsüchtiger Glanz so viele Männerherzen schon bezwungen hatte. Warum sollte es ihr nicht gelingen, auch den ernsten Vetter für sich zu gewinnen, den schönen Mann mit den klugen, durchgeistigten Zügen, der ihr unwillkürlich imponirte, ihr, die mit Männern aller Stände und jedes Charakters zu verkehren verstand, und die noch vor keinem Manne ein ähnliches Gefühl halb der Scheu, halb der Bewunderung empfunden hatte, wie gerade vor dem Vetter Johannes? Vom Spiegel schritt sie zum Fenster, die rauschende Schleppe des dunklen, hoch am Halse schließenden seidenen Gewandes hinter sich her ziehend.

Es war ein trüber Novembertag, Regen mit Schnee gemischt peitschte an die großen Spiegelscheiben; unten blinkten Straße und Trottoir im Scheine des Gaslichts, einige Droschken fuhren im schaukelnden Trabe vorüber, hier und da wankte eine in ihren Mantel gehüllte Gestalt unter einem Regenschirm daher — ein trübes, bedrückendes Bild! Hulda wandte sich mit düsterer Stirne davon ab; ein bitterer Zug wurde um den schönen Mund sichtbar. An einem ähnlichen düstern Regentage war es gewesen, als sie, von einer Ausfahrt zurückkehrend, ihren Gatten todt in seinem Zimmer gefunden hatte. In einem an sie zurückgelassenen Schreiben hatte sie die Worte gelesen:

„Die Last des Lebens wird mir zu schwer. Ich nahm rasch tödtendes Gift. Beklage mich nicht—ich war leichtsinnig, aber ich mag nicht zum Schurken und Feigling herabsinken, der von den Anbetern seiner schönen Frau seine Schulden bezahlen läßt. Willst Du dem Manne, den Du einst liebtest, einen letzten Liebesdienst erweisen, so suche die Art meines Todes vor der Welt zu verheimlichen, — und strebe danach, unsern Sohn so zu erziehen, daß er seinen Eltern nicht ähnlich werde."

Hulda schloß die Augen, der Fächer zitterte krampfhaft in ihrer Hand. Jedes Wort, jede Silbe dieses verhängnißvollen Briefes stand wie mit Flammenschrift unverlöschlich in ihrer Seele geschrieben. Ein Schauer erfaßte sie, aufseufzend sank sie auf eine Chaiselongue, dieses Mal nicht beachtend, wie reizend gerade diese Stellung hingebenden Schmerzes sie kleidete.

Sie hörte nicht, wie die Korridorglocke anschlug, wie ein erster Gast in's Zimmer trat, ein stattlicher Mann im Anfang der Fünfzig mit wohlgebildeten, doch etwas weiblichen Zügen. Er näherte sich mit der Freiheit eines Vertrauten und betrachtete entzückten Blickes durch ein goldenes Pincenez das Bild der ganz in sich versunken ruhenden Frauengestalt.

„Superbe, schönste der Frauen!" rief er, die erschreckt sich Aufrichtende auf ihren Sitz zurückdrückend. „Bleiben Sie in dieser Stellung, ich bitte Sie darum. Reizender sah ich Sie seit lange nicht! Doch was bedeuten diese trüben Augen, das bleiche Aussehen? Was fehlt meiner Angebeteten?"

Sie sah sich ängstlich um.

„Nur heute nicht diesen Ton, Altenburg! Sie wissen, ich erwarte Gesellschaft — es könnte irgend Jemand eintreten, Sie hören. Nein, lassen Sie mich aufstehen!"

Sie erhob sich trotz seiner Gegenwehr.

„So, dort setzen Sie sich auf einen Stuhl mir gegenüber, wie es zwei ehrbaren Freunden geziemt, und dann erzählen Sie mir, warum sind Sie allein, ohne Frau und Tochter?"

Altenburg gehorchte seufzend.

„Grausame," flüsterte er, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Doch Sie sehen, Ihr Sklave gehorcht wie immer. Meine Tochter kommt in Begleitung ihrer Freundin, des Fräulein Willmer, die mit dem Papa Medizinalrath in ihrem Wagen sie herführen wird. Ich hatte Geschäfte hier in der Nähe und konnte daher dem Wunsche meines Herzens nachgeben, meine schöne Freundin als Erster zu begrüßen."

Er lachte dabei überlaut, vielleicht um seine Verlegenheit zu verbergen. Hulda zog die Stirne kraus.

„Und Ihre Frau?" wiederholte sie scharf.

„Meine Frau muß ich leider wieder entschuldigen. Die alte Migräne, Sie wissen—"

Ein bitteres Lächeln trat auf ihre Lippen.

„Ja, ich weiß," sagte sie. „Merkwürdig nur, daß die Migräne Ihrer Frau stets sich zu meinen Gesellschaftsabenden einstellt.—Doch genug davon!"

Er hob bittend die Hände gegen sie auf.

„Lassen Sie mich nicht diese Frauenlaune entgelten, schöne Hulda! Liegt Ihnen wirklich daran, daß meine Frau zu Ihren Gesellschaften erscheint, so soll es geschehen, ich sage Ihnen gut dafür. Doch glaubte ich bisher bei den wenigen Sympathien zwischen Ihnen Beiden —"

„Laissez, laissez donc!" unterbrach ihn Hulda heftig, während heiße Gluth ihr bis zur Stirne stieg. „Nicht um die Person Ihrer Frau ist es mir zu thun, sondern um die Ehre, die mir die Gattin des Bankiers Altenburg, meines Wohlthäters, durch den Besuch meiner Soireen erweist, erweisen muß, sollen diese Wohlthaten mich nicht drücken."

Sie stand auf, machte einige Schritte in's Zimmer hinein und fächelte sich erregt Kühlung in das erhitzte Antlitz.

„Hulda!"

Er faßte ihre Hand und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen.

„Sie soll Sie nicht mehr kränken, gewiß nicht. Selbst dieser passive Widerstand soll gebrochen werden. Und thue ich nicht Alles, um Ihnen vor der Welt mein Vertrauen, meine Hochachtung zu erweisen? Ist nicht Melanie Ihre Schülerin geworden? Besucht meine Tochter nicht Ihr Haus so häufig wie fast kein anderes und hängt sie nicht mit wirklicher Zuneigung an Ihnen?"

„Das gute Kind, freilich!" entgegnete Hulda schon ein wenig beruhigter. „Findet sich doch Melanie's lebendiger Geist, ihr warmes Gemüth wohler bei mir als in der frostigen Atmosphäre Ihres Hauses."

Altenburg antwortete nicht, er beugte sich nur auf's Neue über ihre Hand, seine Lippen darauf zu pressen; sie entzog sie ihm rasch.

„Jetzt vernünftig!" sagte sie, zu einem scherzhaften Tone überzugehen suchend. „Sie wissen, wen ich heute erwarte."

„Leider, leider! Den philosophischen Vetter, der schon meine Eifersucht erregt, ehe ich ihn noch kenne, weil Sie in Ihrem Innern ihn so sehr bevorzugen."

„Er ist der Sohn des Mannes," entgegnete sie, ihm voll und ernst in's Auge sehend, „der die Sorge für meinen Sohn übernommen hat."

Etwas wie Spott lagerte um die Winkel seines Mundes, als er mit der ihm eigenen leichten Nonchalance erwiderte:

„Allerdings, der Herr Pfarrer hat das Verdienst, Ihren Sohn einer guten Pension übergeben zu haben, deren nicht geringe Kosten Sie tragen müssen!"

„Nun, und was weiter?"

Sie blickte den unter dem flammenden Strahl ihrer Augen sich beugenden Verehrer strenge an. „Pekuniäre Opfer für mich zu bringen, dazu reichen meines Oheims Mittel freilich nicht; aber er wacht über die moralische und intellektuelle Entwickelung meines Sohnes, und das ist mehr, als das geistige Leben an Werth über dem materiellen steht."

„Denken Sie nicht gar so gering über den Werth des Materiellen," warf der Bankier ein wenig gereizt ein. „Das Gold ist eine Macht, weil man es gebraucht, und Niemand kann des blinkenden Metalles weniger entbehren als gerade Sie!"

Sie zuckte zusammen und leise bebend kam es über die bleichen Lippen gleich einer bittern Selbstanklage:

„Leider! Eben das ist das Unglück meines Lebens!"

Im Vorzimmer wurde es jetzt laut, mehrere Gäste traten ein. Altenburg schien die letzte Aeußerung seiner Freundin nicht gehört zu haben, oder wollte sie nicht hören. War er doch schon an diesen Wechsel der Stimmungen der schönen Frau, an diesen Uebergang von tiefster Melancholie zur ausgelassensten Lustigkeit gewöhnt, und gerade dieser Wechsel, dieses immer Neue an ihr zog ihn so mächtig an, daß er—nicht ohne Schrecken gestand er es sich—gänzlich in ihrem Banne, unter der Herrschaft ihrer Augen stand und von ihr sich leiten ließ wie ein Kind am Gängelbande.

Den Bankier Altenburg allein bei der liebenswürdigen Frau Mosch zu finden, war Niemand auffallend. Schon bei Lebzeiten von Ferdinand Mosch verkehrten die Familien Altenburg und Mosch auf's Engste zusammen und nach dessen Tode war, wie man wußte, durch die thatbereite Freundschaft des Bankiers dieser Verkehr noch vertrauter geworden. Niemand bemängelte das oder legte eine genaue Sonde an die Art des Verhältnisses, das den Millionär mit der interessanten Wittwe verband. Man amüsirte sich in den Gesellschaften Hulda's, wurde gut bewirthet, das war die Hauptsache; wo die schöne Frau die Mittel zu ihrer Geselligkeit hernahm, ging ja im Grunde Keinen etwas an.

Als Johannes eintrat, waren die meisten der geladenen Gäste schon anwesend. Hulda empfing ihn mit einem bezaubernden Lächeln und stellte ihn sogleich ihren intimsten Freunden und Wohlthätern, dem Medizinalrath Willmer, Professor Ebert und Bankier Altenburg, vor. Die beiden erstgenannten Herren kannte Johannes bereits, Altenburg sah er zum ersten Male.

Dieser, im Bestreben, die vorherige kleine Differenz mit Hulda wieder gut zu machen, kam dem ihm schon seinem Rufe nach als ernster Mann und Gelehrter nicht sehr sympathischen Vetter derselben dennoch mit großer Zuvorkommenheit entgegen. Er hoffe, ein so naher Verwandter seiner hochverehrten Freundin werde auch sein Haus nicht verschmähen, er bäte, den Herrn Professor sogleich seiner Tochter zuführen zu dürfen. Seine Frau habe leider, eines vorübergehenden Unwohlseins wegen, ihn heute nicht begleiten können. Damit ergriff er den Arm von Johannes und zog ihn nach dem Fenster hin, an welchem eine Gruppe von Damen stand. „Herr Professor Grieben—meine Tochter Melanie", stellte er vor.

Eine schlanke, sehr hübsche junge Dame grüßte den Vorgestellten mit leichter Verneigung und einem sanften Augenaufschlag, der etwas ungemein Liebliches hatte. Der Bankier, der immer nur dem einen Sterne folgte und Hulda im Nebenzimmer eben den Flügel öffnen sah, um ein Lied zu singen, zog sich eiligst dorthin wieder zurück, den jungen Professor — Johannes freilich hielt sich bei seinen 35 Jahren durchaus nicht mehr für jung — dem Kreise der unverheiratheten Damen überlassend, die alle, wie eben flügge gewordene Tauben, dicht aneinander geschaart standen, neugierige Blicke auf den gelehrten Herrn werfend, der äußerlich so stattlich und hübsch und gar nicht so vertrocknet und strenge aussah, wie sie sich ihn wohl vorgestellt haben mochten.

Hulda war eine Meisterin des Gesanges. Von ihrem Manne ausgebildet, sang sie, obwohl mit einer nicht mehr frischen Stimme, so doch mit dem feinsten Verständniß und edelster Vollendung des Vortrages. Melanie hörte leuchtenden Auges zu: „Ihre Frau Cousine," wandte sie sich an Johannes, als der Gesang beendet war, „ist die hervorragendste musikalische Kraft in unserer Stadt, der wir viel genußreiche Stunden verdanken."

„Neben Deiner Mama, Melanie," warf eine der um sie stehenden, jungen Damen ein.

„Mama ist eine Virtuosin auf dem Klavier," meinte Melanie darauf, „doch ziehe ich für meine Person die menschliche Stimme jeder Instrumentalmusik vor."

Die jungen Mädchen hatten sich in einen Halbkreis zusammengesetzt, Johannes mitten unter ihnen. Melanie interessirte ihn; es lag etwas Fesselndes in dem Blicke ihrer Augen, Augen, in denen er mehr zu lesen glaubte, als man sonst in Frauenaugen zu lesen pflegt, was den Wunsch in ihm erregte, sie näher kennen zu lernen, tiefer in das Geheimniß dieser jungfräulichen Seele einzudringen.

Die Konversation machte sich leicht und anregend genug, die redegewandten Fräuleins boten ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um diesen neu aufgehenden Stern der Gesellschaft als Kavalier in ihren Kreis zu bannen. Erst die Aufforderung zum Souper löste denselben wieder.

Johannes war von Hulda die Ehre zuertheilt worden, eine der älteren Damen zu Tische zu führen. Die für sehr gelehrt geltende Frau, angelegentlich bemüht, ihr geschultes Denken dem neuen Professor darzulegen, und denselben in ein philosophisches Gespräch zu ziehen, fand zu ihrem Verdrusse nur einen merklich zerstreuten Zuhörer an ihm. Johannes Augen wie seine Gedanken weilten noch immer bei der reizenden Melanie, die trotz der Fülle von Jugend und Schönheit, die hier versammelt war, doch alle Andern durch die Frische und natürliche Anmuth ihrer Erscheinung überstrahlte. Und zu dem Interesse gesellte sich bald noch Mitleid, als er ihren Vater neben Hulda beobachtend, die etwas unter fader Galanterie sich verbergende Leidenschaft des Lebemannes für seine schöne Cousine erkannte. Was mußte die reine Seele des jungen Mädchens dabei empfinden? Oder war sie wirklich, wie ihre harmlose Heiterkeit es annehmen ließ, ganz ahnungslos dessen, was unter ihren Augen sich abspielte?

Die Nachbarin, der Richtung von Johannes Blicken folgend, bemerkte nicht ohne einen Anflug von Spott: „Nicht wahr, ein sehr schönes Mädchen, Fräulein Melanie Altenburg? Schade, daß ihre Stiefmutter heute nicht hier ist. Es macht immer Vergnügen, diese beiden so kontrastirenden Schönheiten neben einander zu sehen. Manche ziehen die Mutter vor. Sie hat mehr Haltung, ist eleganter und obwohl man sagt, daß sie aus ziemlich beschränkten Verhältnissen hervorgegangen sei, versteht sie doch meisterlich die Frau des Millionärs hervorzukehren. Kühl bis an's Herz hinan.—Vielleicht auch ist es Klugheit, die sie diese Maske des Stolzes und der Unnahbarkeit vornehmen läßt. Einer von den beiden Ehegatten muß doch die Würde des Hauses repräsentiren, und der gute Altenburg vergißt das leider zuweilen."

Johannes konnte es nicht verhindern, daß ihm bei dieser letzten Aeußerung das Blut in's Gesicht stieg. Er schämte sich in der Seele Hulda's, die eine in solcher Weise dargebrachte Huldigung annahm, ja annehmen mußte, weil, wie man sagte, ihre ganze Existenz von der Beihilfe des Millionärs abhänge.

„Doch Sie kennen Frau Altenburg gewiß schon, Herr Professor?" fuhr die über die Wirkung ihrer Worte sehr befriedigte Nachbarin fort.

„Ich habe bis jetzt noch nicht die Ehre," entgegnete Johannes etwas abweisend kühl. Die Malice der gelehrten Frau verdroß ihn noch mehr, als vorhin ihre philosophische Gelehrsamkeit.

Nach aufgehobener Tafel trat der Bankier wieder an ihn heran und fragte, ob er es wohl wagen dürfe, dem Herrn Professor eine Einladung zu einem in den nächsten Tagen bei ihm stattfindenden kleinen Diner zu senden. Neben ihrem Vater stand Melanie, mit einem sanften Blick ihrer Augen die Bitte desselben unterstützend. Johannes hatte das dunkle Gefühl, als wäre es besser abzulehnen und sich von dem Verkehr in dem reichen Hause fern zu halten. Aber schon hatten diese Augen Macht genug über ihn gewonnen, und die warnende Stimme seines Innern zu übertäuben. Er verneigte sich zustimmend und nahm des Millionärs artiges Entgegenkommen dankend an.

Am Tage nach dem Diner bei Altenburg's machte Johannes sich gegen Abend auf den Weg, einen früheren Schulfreund und Sohn eines seinem Vater benachbarten Pfarrers zu besuchen, der, in Z. an einer der Hauptkirchen als Prediger angestellt, seit vielen Jahren bereits verheirathet und Familienvater war. Prediger Raimund war Johannes in jeder Beziehung werth, sowohl als Charakter, wie als hochgebildeter und strebender Mensch. Heute aber empfand er ein besonderes Bedürfniß, sich in dessen stiller, anmuthender Häuslichkeit, die ihn stets an das eigene, geliebte Elternhaus, an seine glückliche Jugend erinnerte, zu erholen von den Erlebnissen des gestrigen Tages. —

War doch das Unerhörte geschehen, was er selbst im Traum nie für möglich gehalten, daß er als Gast an einer Tafel gesessen, wo Dora, die ungetreue, verrätherische Dora als Wirthin präsidirte. Wie aber hätte er ahnen können, daß er in der Frau des Millionärs, der vielbesprochenen, eleganten Weltdame, der Stiefmutter Melanie's, die einstige Geliebte wiederfinden würde? — Mit gut gespielter Gelassenheit hatte sie ihn empfangen und er hätte sich sagen dürfen: War das denn Dora? Welche Wandlung war mit dem lebhaften, etwas koketten, vielleicht ein wenig zu aufgeregten Kinde vorgegangen, in das er lehrend, ein noch gar junger Lehrer, sich verliebt hatte? — Schöner noch als damals war sie jetzt, das gestand er sich zu, und ihre ganze Erscheinung im Glanz einer kostbaren und dabei gewählten Toilette paßte in den Rahmen dieses reichen Hauses, zu den mit seidenen Tapeten, mit Gemälden und Spiegeln bedeckten Wänden der Gemächer, zu der schwerfälligen Pracht des Speisesaales, dessen Büffet und Tafel von der Fülle des Silbers und Krystalles, den Majoliken und Schaugeräthen fast erdrückt zu werden schien. Und dennoch sagte ihm der erste Blick in dieses bleiche, kühle Antlitz, in die großen, mit eigenthümlichem Ausdruck zu ihm aufschauenden Augen, daß die Seele, die in diesem schönen Körper wohne, weder Glück noch Frieden gefunden habe, daß sie inmitten dieses Glanzes leer und öde geworden sei.

Er hatte seine Bewegung, sein Erschrecken bei dieser so unverhofften Begegnung nicht ganz zu verbergen vermocht, und ein Blick auf die der Begrüßung beiwohnende Hulda sagte ihm, das es auch von ihr nicht unbemerkt geblieben war. Noch schwankte er, ob es nicht besser sei, die fremde Maske abzuwerfen, und Dora als ein früherer Bekannter zu begrüßen. Aber ein bittender Blick aus Dora's melancholischen Augen sagte ihm: Schweige über die Vergangenheit, berühre nicht die Wunde meines Herzens, die noch immer blutet. Seltsam, wie dieser Blick ihn verwirrte, wie er den geheimnißvollen Zauber desselben wieder auf sich wirken fühlte, denselben Zauber, der ihn einmal schon bethört hatte. —

Nein, fort, fort aus der Macht der Sirenenblicke! Ein Glück war es, daß man sogleich zu Tische ging und er Melanie zur Seite hatte. Ihre reine, erquickende Nähe brachte ihm die Besinnung, die ihn überfluthenden Erinnerungen zurückzudrängen, lenkte er das Gespräch auf ernstere Gegenstände, als man sonst in Gesellschaft zu thun pflegt. Er fand ein williges Entgegenkommen von Seiten des jungen Mädchens, so weit dessen Verständniß reichte. Melanie war in der Luft der Salons groß geworden und trotz der angeborenen Anmuth ihrer Seele konnte sie den Einfluß dieser Luft doch nicht ganz verleugnen. Johannes erkannte dies mit Bedauern. Ihr Geist war beweglich, aber nicht tief, ohne Empfindung leicht erregt, doch eben so leicht sich verflüchtigend und durch Gewohnheit an den herrschenden Ton ihrer Kreise gebunden.

Doch, trug sie die Schuld daran, daß ihr Innenleben nicht sorgsamer entwickelt war, fiel das nicht viel mehr den Eltern, besonders der Stiefmutter zur Last, deren Sorge, wie ihm erzählt worden, die Tochter gerade in dem Uebergangsalter vom Kinde zur Jungfrau übergeben worden war? Um so mehr reizte es ihn, den Versuch zu machen, den Mangel in dieser schönen Natur auszugleichen. Er fragte nach den Beschäftigungen Melanie's; sie erzählte ihm lächelnd und nicht ohne Selbstironisirung, wie ihre Tagesstunden ausgefüllt wären, so sehr, daß sie oft kaum zur Besinnung käme; sie reite, male, höre wissenschaftliche Vorträge, musizire, Gesangunterricht ertheile ihr Frau Mosch, natürlich nur aus Gefälligkeit, da sie sonst keine Schülerinnen annehme. Warum natürlich? fragte Johannes sich in seinem Innern. Als ob es nicht viel natürlicher, besonders aber viel ehrenvoller für die Cousine Hulda wäre, sie ließe sich ihre Unterrichtsstunden bezahlen, statt von den Almosen — wenn auch sehr glänzenden — ihrer Freunde zu leben.

„Jedenfalls sind Sie auch eine Virtuosin auf dem Klavier?" warf Johannes ein wenig spöttisch ein. Sie schüttelte ohne Empfindlichkeit harmlos lachend den Kopf: „O nein, ich spiele ja doch nur so für das Haus, wie man es nennt. Da Mama eine so ausgezeichnete Spielerin ist und ich weder ihr Talent besitze, noch die Hoffnung habe, je ihre Fertigkeit erreichen zu können, kultivire ich lieber den Gesang, um so mehr, da Frau Mosch meine Stimme nicht übel findet."

„In diesem Falle würde ich die andern Studien für einige Zeit bei Seite legen und mich allein dem Studium des Gesanges widmen."

Sie blickte ihn überrascht an.

„Meinen Sie das im Ernst?"

„Gewiß! Ich wenigstens für meine Person bin kein Freund von diesem Vielerlei des Lernens. Man könnte den bekannten Spruch unseres Altmeisters Goethe: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, in Bezug darauf so ausdehnen, daß auch der Schüler sich zu beschränken verstehen müsse, wolle er in Wahrheit etwas lernen."

Melanie erröthete ein wenig.

„Sie mögen wohl Recht haben, Herr Professor, aber der Schüler ist gewöhnlich nicht unabhängig und muß sich dem fügen, was Andere über ihn bestimmen."

„So lange der Schüler ein Kind ist, gewiß! Erwachsene Schüler jedoch pflegen schon eine gewisse Selbstbestimmung zu haben, und ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß Fräulein Melanie Altenburg keinem despotischen Zwange bei der Wahl ihrer Studien unterworfen wird."

Noch dunkler färbten sich des jungen Mädchens Wangen.

„Ich habe indessen Niemand," sagte sie leise, „der mir eine bestimmte Leitung darin giebt, der mir räth: das ergreife, das lasse fort. Und dann die Pflichten der Geselligkeit! — Sie nehmen so viel Zeit in Anspruch, daß diese mir für wirklich ernste Studien fehlt."

„Das darf aber nicht sein," eiferte er dagegen. — Das Leben ist zu ernst, mein Fräulein, um es in den Pflichten der Geselligkeit aufgehen zu lassen. Unaufhörlicher Genuß hat in seinem Gefolge unabweislich Uebersättigung und Blasirtheit, diese beiden Dämonen, die schon so vieles Menschenglück vernichtet haben und denen Sie, Fräulein Melanie, nicht zum Opfer fallen sollen und dürfen."

Melanie sah ihn mit großen, erschreckten Augen an.

„Wie ernst Sie das sagen!"—

„Es ist mir auch Ernst damit."

Sie seufzte.

„Ich verstehe Sie wohl! Vermag aber ich, das alleinstehende Mädchen, Verhältnisse durchbrechen, die mit eisernen Banden mich gefangen halten?"

„Dem ernsten Willen gelingt Manches! Haben Sie den Muth zu wollen, Fräulein Melanie, und—" er neigte sich näher an ihr Ohr—„wenn Sie eines Berathers bedürfen, der Ihnen gefehlt, wie Sie sagen, so nehmen Sie mich als solchen an. Nur zu gern stelle ich mich Ihnen zu Diensten."

Sie wandte ihm mit einem strahlenden Ausdruck des Glückes ihr Antlitz zu.

„Ich danke Ihnen, danke tausendmal, Herr Professor, und werde Sie, ich verspreche es, sehr bald an dieses freundliche Wort erinnern."

Nach Tisch, als der Kaffe im Salon genommen wurde, winkte Hulda Johannes an ihre Seite.

„Erkläre mir Eins," flüsterte sie ihm in ihrer siegesgewohnten, von jedem Manne Gehorsam fordernden Weise zu: „Für welche der beiden Damen Altenburg glühst Du eigentlich?—Mit Frau Dora wechselst Du Blicke, die zum Glück für Dich Niemand außer mir bemerkt hat, und Melanie nahmst Du während des Essens so gefangen, daß sie für Nichts als für Dich noch Augen und Ohren hatte. O, bitte, vertheidige Dich nicht! Was thäte es auch, wenn Du ihr Herz gewännest? Melanie ist, so viel ich weiß, noch frei und eine Parthie, wie es keine zweite in der Stadt giebt, die Tochter eines Millionärs und zugleich unabhängige Erbin einer vermögenden Mutter."

„Ich bitte Dich," unterbrach Johannes sie unmuthig, „lasse diesen Scherz! Ich dächte Fräulein Melanie ist liebenswürdig genug, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, auch ohne begehrliche Blicke auf die in Aussicht stehende Mitgift."

„Wer bestreitet das denn?" lachte sie.— „Im Gegentheil ist es mir eine Beruhigung, daß es Dir die klaren Augen dieses Kindes, nicht aber die lockenden Sterne jener kaltherzigen Frau angethan zu haben scheinen, die in seltsamen Gluthen zu Dir aufflammten."

Er schüttelte verdrossen das Haupt.

„Deine wunderlichen Einfälle könnten mich in dem Vorwurf leicht bestärken, den ich selbst mir schon zu machen anfange, der Einladung Deines Freundes Altenburg gefolgt zu sein. Auch im Scherz sollte man Maß halten, Hulda!"

Sie blickte dem Fortgehenden mit einem Lächeln innerer Befriedigung nach. Glaubte sie doch jetzt ihrer Sache gewiß zu sein, und den Grund von Johannes Erschrecken bei seiner Begegnung mit Dora zu kennen. Ihr in letzter Zeit durch die stolze Frau des Hauses oft mit Rücksichtslosigkeit verletzter Stolz empfand es wie einen Triumph, nun auch an der hochmüthigen Feindin eine verwundbare Stelle entdeckt zu haben. Johannes aber war von dem scheinbar so harmlosen Spott der Cousine tiefer getroffen worden, als sie selbst es wollte. Ahnte sie doch nicht, daß wirklich ein ernstes Gefühl für Melanie sich in des Vetters Seele zu regen begann.

Ueber dieses Gefühl aber waren die scherzenden Worte Hulda's wie ein Eieshauch gefahren. Er ein Bewerber um die Geldsäcke des Millionärs! Freilich, wie konnte man in dieser Gesellschaft, der der Schein, der Glanz des Lebens Alles war, denn auch anders denken? Durfte er aber nach dem Allem noch weiter dem Zuge seines Herzens folgen, da diese Neigung ihn mit sich selbst, mit seiner ganzen Vergangenheit in unlösbare Konflikte zu stürzen drohte, da das holde Mädchen, in dessen Augen er für seine Seelenruhe vielleicht schon zu spät geschaut hatte, die Stieftochter Dora's, die Tochter des Millionärs war, zu dem er in Lebensführung und Lebensneigungen im entschiedensten Gegensatze stand?

Von solchen aufregenden Gedanken bestürmt, hatte Johannes an diesem Abende sein Haus verlassen.

Beim Prediger Raimund fand er Besuch, zwei Damen von schlichtem Aeußeren, Mutter und Tochter, die Gerichtsräthin Franzius und Fräulein Adelaide Franzius, eine junge Dame in der Mitte der Zwanzig vielleicht, mit nicht gerade hübschen, aber sehr angenehmen Gesichtszügen. Letztere leitete, wie die liebenswürdige Pastorin ihm mit mütterlichem Stolze mittheilte, seit einigen Wochen den Klavierunterricht ihrer ältesten, jetzt acht Jahre alten Tochter. Fräulein Franzius sei eine vorzügliche Lehrerin, und dabei mit einer so sympathischen, wohlgebildeten Stimme begabt, daß sie, die Predigerin, keinen höheren Genuß kenne, als sie singen zu hören.

Mit bereitwilliger Gefälligkeit setzte sich die junge Dame denn auch an's Klavier, und trug einige Schubert'sche Lieder mit so tiefer Empfindung und so edler Gesangsweise vor, daß alle Anwesenden ihr in voller Andacht lauschten. Ja, Johannes konnte es sich nicht versagen, ihr besonders seinen Dank auszusprechen. Fühlte er doch, wie hier in diesem Frieden, bei den Klängen dieser ernsten und edlen Musik, die Disharmonien seines Innern sich zu lösen begannen, und er allmählich seine frühere Ruhe wiederfand. Der Abend verging in solcher Weise sehr angenehm. Die Gerichtsräthin wie ihre Tochter waren hochgebildete Frauen und die Unterhaltung konnte sich daher vertiefen, ohne irgendwie Anstoß oder Langeweil zu erregen.

Der Prediger, als er nach eingenommenem Thee sich mit Johannes für kurze Zeit in sein Rauchzimmer zurückzog, äußerte sich mit großer Anerkennung über die beiden Frauen.

„Sie wissen bei einem geringen Einkommen doch so anständig sich durchzubringen," sagte er. „Die Gerichtsräthin hat recht schwere Schicksale erlebt, und noch heute wandelt sie nicht auf Rosen und hat manchen Kampf zu bestehen. Aber welche Harmonie in ihrem Wesen, welche Ergebung, welch Gottvertrauen! Denke nur, daß sie die Schwester des reichen Altenburg ist, mit dem Du auch bekannt geworden. Beides sind Kinder eines unbemittelten Beamten. Der Banquier scheint aber ein besonders kaufmännisches Genie zu sein; dabei hat er das Glück gehabt, durch eine reiche Heirath, die der Tod bald wieder löste, eine feste Grundlage für sein Geschäft zu gewinnen und ist nun Millionär. Aber weich und mildthätig scheint ihn das viele Geld nicht gemacht zu haben. Die Räthin hat nur eine sehr geringe Pension; aber trotz seines Reichthums ist der Zuschuß, den er ihr und ihren Kindern giebt — einschließlich des Sohnes, der unbesoldeter Referendarius ist, — ein so geringer, daß die Frauen nicht bestehen könnten, wenn Fräulein Adelaide durch Stundengeben sich nicht eine ganz beträchtliche Summe dazu erwürbe.—Nun, daß sie arbeiten muß, ist weiter kein Unglück, im Gegentheil; aber ich glaube, die beiden Frauen haben sonst noch manche Kränkung von dem reichen Manne hinzunehmen. Man läßt sie wohl recht oft ihre Armuth bitter empfinden. Während der reiche Bruder Tausende zu Gastmahlen verschwendet, seine Frau und Tochter in glänzender Karosse fahren, oder auf schönen Pferden von galonnirten Dienern gefolgt durch den Park reiten, denken sie mit keinem Athemzuge daran, ihren nahen Angehörigen auch nur eine bescheidene Freude zu bereiten — ja, nie kommt es vor, daß Frau oder Fräulein Altenburg der Schwägerin und Cousine einen Platz in ihrem Wagen anbieten, oder sie in ihrem Hause mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit empfangen. Nur hier und da zu großen Gesellschaften geladen, wo die schlichten Frauen sich in der Menge verlieren, fühlen diese sich nirgends unbehaglicher als bei dem reichen Bruder und Oheim, der seinerseits die größte Aufmerksamkeit verlangt, und den sie zu erzürnen fürchten müssen, da sie immerhin noch von seiner Unterstützung abhängig sind.

So etwas schmerzt aber und ich und meine gute Frau kommen ihnen deshalb mit doppelter Freundlichkeit entgegen, um sie über die traurigen Verhältnisse ein wenig hinauszuheben."

„Wie freundlich von Euch!" rief Johannes, durch diese Mittheilung lebhaft erregt. Wieder richteten sich seine Gedanken voll Beschämung auf die Cousine Hulda, die wie er wußte, Tausende von dem Banquier empfing und vergeudete, während dessen Schwester und Nichte in Dürftigkeit lebten, und der Entschluß reifte in ihm, einmal mit Hulda über diese Seite ihrer Lebensführung ein ernstes Wort zu sprechen. Wollte sie ihn als nahen Verwandten betrachten, so sollte sie ihm auch das Recht des Verwandten zugestehen, sich um ihre intimen Verhältnisse kümmern zu dürfen. Und Dora? — Wie hartherzig mußte sie geworden sein, wenn sie so ganz ihre frühere Armuth vergessen und den Stolz des Emporkömmlings gegen weniger vom Glück Begünstigte herauskehren konnte? — Ja, selbst Melanie! — auch an ihr fing er zu zweifeln an, an der von ihm vorausgesetzten seelischen Tiefe ihrer Natur. —

Beim Nachhausegehen bot er der Räthin und ihrer Tochter seine Begleitung an, und es gewährte ihm eine gewisse Genugthuung, den beiden Frauen eine Ehrerbietung und Achtung zu beweisen, wie er sie weder Hulda noch Dora, ja nicht einmal Melanie entgegengebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Everglades.

Ueber die Resultate der von dem „Times-Democrat" in New Orleans zur Erforschung der Everglades in Florida abgesandten Expedition ist bis jetzt nur ein kurzer und vorläufiger Bericht an die genannte Zeitung gelangt.

„Von dem See Okechobee brachen wir am 1. November auf und erreichten Punta Rossar am 10. December, brauchten sonach 40 Tage, um durch die Everglades zu dringen. Wir haben die Reise ohne ernsten Unfall und ohne Menschenverlust zurückgelegt, aber dieselbe war außerordentlich beschwerlich und anstrengend, sowie durch die langsamen Fortschritte, die wir machen konnten, ermüdend. Der schwierigste Theil unseres Vorrückens begann natürlich, nachdem wir die eigentlichen Moräste erreicht hatten. Von allen den kleinen Flüssen, auf denen wir einzudringen versuchten, bot uns nur einer, dem wir den Namen Times-Democrat-Fluß beigelegt haben, die Gelegenheit, die Boote eine Strecke in das Innere der Sümpfe zu befördern. Als wir ihn verlassen mußten, hatten wir uns jeden Fuß breit Weges mit den Aexten und Sägen durch das auf andere Weise undurchdringliche Gebüsch zu bahnen, welches sich über den Morästen und die wenigen Zoll Wasser, welche dieselben bedecken, erhebt. Dieses Gebüsch besteht meist aus Weiden und niedrigen Sumpfföhren, und wir konnten bei harter Arbeit nicht mehr als ein paar hundert Yards täglich vordringen.

Am 14. Nov. hatten wir diese Strecke zurückgelegt und nun lag eine unendliche, von Binsen überwachsene Fläche, die sich bis an den Horizont ausdehnte, vor uns. Hier machten wir im Anfange noch langsamere Fortschritte, wir mußten die Binsen abmähen, um dann die Boote durch das niedrige Wasser schleppen zu können. Ein Versuch, die Binsen abzubrennen, gelang vollständig, und von nun an bahnte uns das Feuer in schnellerer Weise den Weg; dasselbe legte immer nur eine kurze Strecke zurück, und wir mußten daher das Anzünden der Binsen häufig wiederholen. Diese Brände haben zu dem Gerüchte Veranlassung gegeben, daß die ganze Expedition in einem Waldbrande umgekommen sei.

Das Wasser stand in dieser Binsen-Region durchschnittlich vier Zoll hoch über dem Moraste. Am 23. Nov. erreichten wir das Gebiet, welches als die eigentlichen Everglades bezeichnet wird, und landeten an einer Insel, die sich mehrere Fuß hoch über ihre Umgebung erhebt. Hier rasteten wir, um die an unsern Booten nöthig gewordenen Reparaturen vorzunehmen. Die Reise bot von da ab weniger Schwierigkeiten dar, hunderte kleiner Eilande haben wir entdeckt und kamen am 3. Dec. an dem südlichsten Punkte der Everglades an, jenem aus einer ununterbrochenen felsigen Erhöhung bestehenden Rande, welcher es verhindert, die Everglades durch Drainiren zu entwässern. Auf dem Flusse Shark gelangten wir ohne jeden Zwischenfall in den Golf und nach Punta Rossa, wo wir die Expedition als vollendet ansehen können. Der in der Ausarbeitung begriffene ausführliche Bericht wird die praktischen Resultate unsrer Forschungen enthalten und sich namentlich mit der Frage beschäftigen, ob es nicht denn doch als möglich und ausführbar erscheint, jene Moräste zu entwässern und hierdurch ein ungeheures Areal alsdann voraussichtlich höchst fruchtbaren Landes für die Cultur zu gewinnen.

Eine Gerichtsscene.

Der schmachvolle Vorgang vor dem Oberrichter French in Prescott, Ar., über welchen der Telegraph eine kurze Notiz gebracht hat, scheint nach den jetzt berichteten Einzelheiten durch die an den Tag gelegte Rohheit und Gewaltthätigkeit der Betheiligten sogar im fernen Westen, in dem Messer und Revolver nicht selten eine hervorragende Rolle spielen, ungewöhnliches Aufsehen zu erregen.

Der Termin, welcher zu dem Vorgange Veranlassung gab, stand an in Sachen der Wittwe Kelsey, einer wohlhabenden und angesehenen Grundbesitzerin, gegen den Farmer McAteer. Erstere beansprucht das Recht, ihr Land, welches im Kirkland-Thale an den Grundbesitz des McAteer grenzt, aus dem an beiden Besitzungen vorüberfließenden Bache bewässern zu dürfen, während der Beklagte ihr solches abspricht und allein zur Verfügung über das Wasser des Baches berechtigt zu sein behauptet.

Die Verhandlung drehte sich gerade um die Zulässigkeit mehrerer von der Klägerin ernannter Zeugen, eine Frage, die mit leidenschaftlicher Heftigkeit discutirt wurde. Generalanwalt Churchill nannte eine Behauptung des Districtsanwalts Rush eine Lüge, und in demselben Augenblicke packte dieser den Ersteren und beide Jünger der Themis balgten und rauften sich wie die Gassenjungen. J. C. Herndon, der Compagnon des Rush, ergriff ein großes und bis an den Rand gefülltes Tintenfaß und warf solches dem Churchill in's Gesicht. Während dieser Scene wurde der Beklagte, P. McAteer, vor Aufregung und Jähzorn rasend, zog ein langes Messer aus seinem Stiefel und stürzte sich, dasselbe schwingend, auf den Anwalt der Klägerin. Ehe er denselben erreichen konnte, wurde er von mehreren von der Klägerin ernannten Zeugen gepackt, schleuderte dieselben jedoch zur Seite, sprang auf den 70jährigen James More zu und versetzte ihm einen furchtbaren Stich in die linke Seite. „Mac, ich habe ja nichts mit Dir zu schaffen", rief der Verwundete und sank zusammen, McAteer riß das Messer aus der Wunde, wendete sich gegen den Zeugen C. W. Beach und rannte diesem das Messer in unmittelbarer Nähe der linksseitigen Kopfschlagader in den Nacken. Ein Reporter des „Prescott Miner" suchte dem Wüthenden das Messer zu entreißen und erhielt eine tiefe Schnittwunde über die ganze linke Hand, gleich darauf aber zog C. W. Beach, dem es gelungen war, sich wieder aufzurichten, einen Revolver und schoß McAteer, während dieser sich auf O'Neill stürzte, eine wohlgezielte Kugel unter dem linken Schulterblatt in den Rücken. Die Bestie stürzte zu Boden und O'Neill entriß ihr das blutige Messer. Der Knall schien die ganze rasende Gesellschaft zur Besinnung zu bringen, die gerichtliche Verhandlung wurde natürlich vertagt und die Verwundeten suchten ärztliche Hilfe. Von den Verwundeten ist nur McAteer so gefährlich verletzt, daß, wie ein Correspondent sich ausdrückt, wenig Gefahr vorhanden ist, derselbe werde mit dem Leben davonkommen. Die Kugel hat sich nach unten gewendet und scheint das Rückgrat so verletzt zu haben, daß kurz nach der Verwundung eine völlige Nervenlähmung eintrat. McAteer kam von Albuquerque in New Mexico nach Arizona und war von jeher durch seine zahlreichen Gewaltthätigkeiten berüchtigt, bei deren Verübung der bis zur Raserei jähzornige Mensch sich nie einer anderen Waffe als seines großen Messers bediente. Ganz Prescott wird erleichtert aufathmen, wenn die Kugel ihre Schuldigkeit gethan hat.

Verschiedenes.

— Ein werthvolles Vermächtniß ist der Stadt Luxemburg zugewendet worden. Der jüngst daselbst verstorbene Herr Leo Lippmann hat ihr nämlich seine bedeutende Gemäldesammlung hinterlassen unter der Bedingnng, daß Frau Wittwe Lippmann, während ihrer Lebenszeit die Nutznießung davon habe. Die Gemälde werden auf 4 bis 500,000 Fr. geschätzt. Ferner erhält die Stadt ein Legat von 7000 niederl. Gulden mit der Aufgabe, das Geld zur Stiftung einer Studienbörse am Athenäum zu verwenden, so daß sich wenigstens ein Jahresbetrag von 500 Francs ergebe. Der Rest soll der Stadt zu Wohlthätigkeitszwecken verbleiben.

— Ein peinlicher Conflict zwischen dem Landescommandirenden Edelsheim Gyulai in Ungarn und dem budapester Strafgerichtshofe erregt Aufsehen. Zwei Reitknechte des Baron Edelsheim, Stephan Horvath und Franz Viragos, waren wegen Gewaltthätigkeit gegen die Behörde zu je sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Die königliche Tafel zweiter Instanz bestätigte das Urtheil, worauf die Haft der Verurtheilten anzutreten war. General Edelsheim aber verbot seinen Dienern, vor Gericht zu erscheinen. Der Staatsanwalt beantragte eine neue Tagfahrt, zu welcher sie gestellig zu machen wären. Das Gericht lehnte diesen Antrag ab und beschloß, die Anzeige an den Justizminister zu machen. Der Staatsanwalt appellirte.

— Das Pariser „Petit Journal" veröffentlicht einen Brief eines französischen Officiers aus Tonkin, der die Befürchtung äußert, daß andere Nationen, namentlich die Engländer, den größten Profit von der Eröffnung dieser Kolonie ernten würden. Was man dort an Konsumartikeln, Kleidungen 2c. finde, komme jetzt schon meistens aus den englischen Niederlagen von Hongkong; den schlechten deutschen und englischen Eßwaaren und Getränken mit französischen Etiquetten begegne man überall! Die Franzosen hätten, seitdem er — der Officier — in Tonkin ist, schon für mehr als 30 Millionen Franken (?) von den Engländern in Hongkong gekauft. „Wenn der französische Handel sich nur die Mühe geben wollte", so würde das Mutterland glänzende Geschäfte machen. Dieser Wunsch läßt indirekt die Befürchtung erkennen, daß die französischen Geschäftsleute sich nicht die nöthige Mühe geben werden, um die leidigen Engländer und Deutschen auszustechen.

— Berichte aus London melden, daß Stöcker's Auftreten im dortigen St. Stephans-Klub nicht ohne Nachspiele innerhalb des letzteren geblieben sei. Zunächst habe das Parlamentsmitglied Baron de Worms seinen Austritt aus dem Klub erklärt, und ferner habe eine Ausschußversammlung unter Lord Folkestone's Vorsitz, gedrängt durch eine Reihe von Beschwerden seitens mißvergnügter Mitglieder, folgende Beschlüsse gefaßt: Erstens, zu erklären, daß Herrn Stöcker's Vortrag ohne Wissen und Zustimmung des Ausschusses abgehalten sei; zweitens zu erklären, daß Dr. Badenoch, ein protestantischer Geistlicher, welcher den Vortrag veranlaßte, seine Entlassung eingereicht; und drittens, daß künftighin ohne Mitwissen des Ausschusses keine Zusammenkunft im Klub mehr gehalten werden dürfe.

— Das „Journal des Debats" enthält einen längeren Aufsatz über die Versuche, welche in Frankreich auf den unterirdischen Telegraphenlinien gemacht worden sind. Aus der Darstellung geht hervor, daß die unterirdischen Kabel sich auch in Frankreich, wie dies in Deutschland bereits seit Jahren festgestellt ist, durchaus gut bewähren und daß alle Befürchtungen (Störung durch Induction 2c.), welche bezüglich dieser Anlagen früher gehegt wurden, sich auch in Frankreich als unbegründet erwiesen haben. Bekanntlich hat man in Deutschland zuerst mit der Herstellung eines unterirdischen Telegraphennetzes begonnen.

— Die preußischen Officiere lernen eifrig Russisch, und die vom Eisenbahn-Regiment müssen es sogar lernen. Man kann nicht wissen, wie bald man das braucht. Daß sie meist gut Französisch verstanden, das kam den deutschen Officieren 1870 und 71 in Frankreich sehr zum Vortheile. Die russische Sprache ist zwar schwer zu lernen; aber es wird ja Zeit genug bleiben, da vor dem Tode des Kaisers ein Krieg mit Rußland unwahrscheinlich ist.

— Wie man aus Wien meldet, sprach sich der akademische Senat für die Vornahme der Neuwahl eines Rectors und Einberufung der Wahlcollegien aus. Der Senat beschloß auch die Einsetzung eines Subcomites wegen der Lorenz-Angelegenheit. Prof. Lorenz ist erkrankt. Dem Fremdenblatt entnehmen wir über die Senatssitzung selbst Folgendes: Es gab erregte Verhandlungen, da der Antrag auf einen Senatsbeschluß eingebracht ward, Prof. Lorenz aufzufordern, an den Senat eine schriftliche Rechtfertigung wegen seines ganzen Benehmens und insbesondere seiner Aeußerungen an den akademischen Senat gelangen zu lassen. Dagegen wurde eingewandt, daß es bekannt, und zwar durch Prof. Lorenz selbst von früher her bekannt sei, daß er bei großen Gemüthserregungen seiner selbst nicht mächtig sei und sich nicht beherrschen könne. Es sei dies ein ererbter Familienzug. Vor allem aber würde die Maßregelung eines Professors wegen dessen, was er in seinem Hörsaal sage, einen gefährlichen Berufungsfall schaffen, der bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft bei Aeußerungen über religiöse oder politische Dinge die übelsten Nachwirkungen für die Freiheit der Wissenschaft nach sich ziehen könnte. Auch Maaßen stimmte für die Neuwahl eines Rectors, obwohl bei geordneten Verhältnissen die Berufung des Prorectors Maaßen zum Rectorat wohl nicht zu umgehen gewesen wäre.

— Die Reichstags-Abgeordneten Blos, Dietz und Geiser protestiren in einer öffentlichen Erklärung gegen die Aussage des wegen des Stuttgarter Raubmordes verhafteten Kumitsch, er sei Sozial-Demokrat und habe die That zu sozialistischen Zwecken begangen.—Dem Stuttgarter „Staatsanzeiger" wird von sachverständiger Seite mitgetheilt, daß Banquier Heilbronner und Oettinger jetzt als gerettet betrachtet werden können. Ob freilich bei Oettinger unter Heilung auch die vollständige Wiederherstellung der leiblichen und geistigen Functionen verstanden werden darf, muß noch dahingestellt bleiben.

— Eine bittere Bedingung. Ein polnischer Gutsbesitzer in Russisch-Polen ließ, wie man uns aus Lemberg schreibt, dem Lemberger polnischen Volksaufklärungsverein „Macierz Polska" eine Summe von 1200 Rubel mit dem Bemerken zukommen, daß der betreffende Verein für dieses Geld eine populäre Geschichte Polens für das Volk herausgebe, daß jedoch in dieser Geschichte nicht auf das russische Volk oder die russische Regierung geschimpft werden solle. Der Lemberger Verein antwortete jedoch dem Spender, daß diese seine letztere Bedingung nicht acceptirt werden könne und der Verein ihm seine Spende zurückschicken werde, wenn er auf dieser Bedingung beharren sollte.

Bestrafter Geiz.

Der Privatier Knicker war ein lei[illegible]schaftlicher Jäger, aber seinem Nam[illegible] machte er nichts destoweniger alle Ehre. Bei Trinkgeldern und ähnlichen freiwilligen Leistungen wußte er sich in der R[illegible]gel um die Ecke zu drücken, und wenn es galt, den ihn treffenden Antheil für eine auf gemeinschaftliche Kosten arrangirte Partie zu bezahlen, legte Herr Knicker regelmäßig ein außerordentlich schwaches Gedächtniß an den Tag. Das ward nun endlich seinen Freunden und Jagdgenossen zu bunt, und sie beschlossen, ihm eine gebührende Lection zu geben.

Eines schönen Tages sitzt die ganze Jagdgesellschaft, bestehend aus vier flotten Waidmännern und Herrn Knicker, in einem Eisenbahncoupe dritter Classe. Einer von ihnen, das Haupt der Verschwörung, hatte wie gewöhnlich die Fahrkarten besorgt. Das Zeichen zur Abfahrt war schon gegeben und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Darf ich die Herren bitten, die Billets gleich zu bezahlen!" begann der Veranstalter der Partie, und alle, auch Herr Knicker, zogen die Geldbörsen hervor, dieser letztere nicht ohne nach dem ohnehin längst bekannten Betrage der Fahrkarte zu fragen. „Für Sie, Herr Knicker, habe ich kein Billet gelöst, Sie sind mir noch .... „Was?" rief Herr Knicker, „kein Billet?! Da muß ich ja Strafe bezahlen!" — „Thut mir leid — aber ich habe nur vier Karten!"

Aussteigen war nicht mehr möglich. Die reglementmäßige Strafe zu zahlen, hätte Herr Knicker nicht über's Herz bringen können. Aber was beginnen? Jeden Augenblick mußte der Condukteur kommen, um die Fahrkarten zu controliren — es bleibt nichts übrig, als dem Rathe eines der Genossen zu folgen und sich unter das Sitzbrett zu verstecken. Herr Knicker war nicht mager und der Raum unter der Sitzbank nicht weit, doch es ging. Die Luft da unten war freilich entsetzlich — aber was blieb sonst übrig? Herr Knicker streckt wenigstens den Kopf so weit als möglich in die Höhe, um nicht den Athem zu verlieren.

„Der Condukteur!" ruft jetzt einer der Genossen und versetzt dabei Herrn Knicker mit dem Stiefelabsatz einen Stoß, daß dieser hätte laut aufschreien mögen. Knicker zieht den Kopf zurück und rührt sich nicht. — „Es war nichts!" beginnt nach einiger Zeit tröstend ein Anderer, „strecken Sie den Kopf nur wieder heraus, Herr Knicker!"

Der Kopf Knicker's kommt wieder zum Vorschein. Er ringt nach Luft. Heller Schweiß rinnt von seiner Stirne.

Da tönt wieder der Ruf: „Der Condukteur!" Und wieder mahnt ein kräftiger Fußtritt zur Vorsicht, und so wiederholt sich dieselbe Procedur, bis endlich nach einer guten halben Stunde kurz vor der Station, wo die Jäger aussteigen wollen, wirklich der Condukteur erscheint und um die Fahrkarten bittet.

„Jetzt gilt es," flüstert Einer. Herr Knicker, unter der Bank, traut sich kaum zu athmen. — „Wie kommt's, meine Herren," — so wird jetzt die laute Stimme des Condukteurs vernehmbar, — „Sie sind nur zu Viert und geben mir fünf Billets?" — „Der fünfte Herr hat hier unter der Bank Platz genommen," antwortet das Haupt der Verschwörung. „Kommen Sie nur heraus, Herr Knicker, — es ist Alles in Ordnung!" —

Wenige Minuten später hält der Zug. Die Jagdgesellschaft steigt aus, Herr Knicker auch. Mit wüthenden Blicken verläßt er sofort die Jagdgenossen auf Nimmerwiedersehen — aber den Betrag für die Fahrkarte hat er heute noch nicht bezahlt.

Der Wein im Schlößle.

(Schwäbisch.)

An Wein, als wie im Schlößle,
Hat's weit und broit net gea,
Und Schlößleswirths sei' Rösle
Des ist der Mundschenk g'wea.

Bei's Schlößleswirths sei'm Rösle
Bi' täglichstags i' g'steckt,
D'rum hat mir halt im Schlößle
Der Wein ganz b'sonders g'schmeckt.

'S ist oige, wia im Lebe
Sich älles ändre ka',
In's Schlößle bringt ma ebe
M' net um älles na'.

As Rösle des ist g'storbe,
An Andere schenkt ein,
Ihr Vater ist verdorbe',
Und sauer ist der Wein!

— Karl der Einfältige sagte einst zu seinem Hofnarren: „Du hast so viel Macht, daß man Dich beinahe für den König und mich für den Narren hält. Was meinst Du, Hans, wollen wir mit einander tauschen?" Als sich der Narr bei dieser Frage sehr verdrießlich und ungeberdig stellte, fragte ihn der König, ob er sich etwa schäme, ein König zu sein. „Nein, das nicht," erwiderte der Narr, „aber ich schäme mich eines solchen Narren."

— Vorsichtig. Im „Goldenen Engel" war noch nach 11 Uhr ein frisches Fäßchen angezapft worden, daher geht Meister Lämmlein natürlich erst nach Mitternacht mit etwas schwerem Kopfe heim. Auf dem Marktplatze passirt er diejenige Seite des Peterbrunnens, nach welcher der heftige Wind den Sprühregen der herabfallenden Wasserstrahlen treibt. In der Meinung, von einem argen Unwetter plötzlich überfallen zu sein, spannt Herr Lämmlein seinen Regenschirm auf und drückt sich unter den Brunnenrand, geduldig das Aufhören des Regens erwartend. Als der Stadtnachtwächter nach zweimaligem Rundgang den Mann noch immer auf derselben Stelle bemerkt, fragt er ihn verwundert: „Herr, was machen Sie hier? Wollen Sie nicht bald nach Hause gehen?"—In durchaus nicht mehr rosiger Laune fährt Herr Lämmlein den Wächter an: „Sie grober Mensch, hören Sie denn nicht, wie's regnet? Ich werde mich hüten, in dem Wetter über die Straße zu gehen?" Sprach's und blieb sitzen.

— In einer kleinen Stadt wurde Weber's Freischütz aufgeführt. Da der Regisseur keinen Raubvogel auftreiben konnte, den bekanntlich Max mit der Freikugel im ersten Akt aus der Luft herabschießt, so ließ er einen Hasen aus der Höhe purzeln. Alles lachte, und das Lachen ging in ein dröhnendes Toben über, als Kaspar, den Hasen aufhebend, rief: „Glaubst Du, dieser Adler sei Dir geschenkt?"

— Das theuerste Metall. Silber und Gold sind edel und kostbar vor allen Metallen, aber das Kupfer der Nas' kommt noch viel theurer zu stehn.

— Arge Enttäuschung. Herr Wamperl tritt in einen Metzgerladen und läßt sich 17 Pfund Ochsenfleisch abwiegen. Der Metzger, hocherfreut über dieses Geschäft, beeilt sich dem Wunsche des Herrn Wamperl nachzukommen. Dieser aber betrachtet mit sichtlichem Wohlgefallen und Behagen das ansehnliche Quantum und verläßt dann den Laden mit den Worten: „So, ich danke Ihnen schön — hab' nur sehen wollen, um wie viel ich während meiner Kur in Karlsbad abgenommen."